

Ein Anlass zur Reflexion der geschlechtsspezifischen Sprache

Einleitung – Aufruf zur Reflexion

Westliche Kulturen und im Besonderen die deutsche Kultur zeichnet sich durch ein ausgeprägtes Engagement für soziale Gerechtigkeit aus. Daher ist die Thematik um die Inklusion und sprachliche Achtsamkeit auch so viel beachtet. Diese Werte bilden in Deutschland einen zentralen Bestandteil der beruflichen Identität vieler Menschen, die in Forschung, Bildung, Medien oder öffentlichen Institutionen Verantwortung tragen. Das gehört zu den Stärken dieser Kultur. Ich habe den Eindruck, dass sich bei den Bemühungen man sich einem Stillstand nähert.

Zu vertreten, dass dieser Stillstand allein auf unverständlichem Widerspruch basiere, ist jedoch zu kurz gedacht. Zudem wissen wir doch alle, dass regelmäßige Reflexion unerlässlich ist – nicht aus Misstrauen gegenüber den eigenen Absichten, sondern weil gute Ziele nicht automatisch zu guten Ergebnissen führen. Ich möchte jenen für die sich der Kampf für die gute Sache immer mehr wie ein Kampf gegen Windmühlen anfühlt, einen Anlass bieten, innezuhalten und zu prüfen, ob Mittel und Wirkung noch stimmig zueinander passen.

Es geht nicht darum, die Ziele und Absichten infrage zu stellen, sondern um die Prüfung zu ermöglichen, ob die gegenwärtig gewählten sprachlichen Mittel tatsächlich die gewünschten Effekte erzeugen – oder ob sie unbeabsichtigte Nebenwirkungen mit sich bringen, die mit den ursprünglichen Zielen nur schwer vereinbar sind.

Der Anlass

Seit Langem beobachte ich die Entwicklung der Geschlechterrollen in der Gesellschaft. Trotz aller Bemühungen zeigen praktische Erfahrungen: Für jedes überholte Vorurteil scheint ein neues zu entstehen. Das ist irritierend, zumal moderne Gesellschaften erhebliche Ressourcen investieren, um solche Stereotype abzubauen.

Sozialpsychologische Studien (z. B. Eagly & Wood 2012; Cuddy et al. 2008; Fiske 1998) zeigen, dass unsere Sprache selbst einen erheblichen Anteil an der Entstehung und Stabilisierung von Vorurteilen hat. Vereinfacht gesagt, belegen diese und ähnliche Studien, dass Begriffe Erwartungen erzeugen. Erwartungen erzeugen Stereotype. Und Stereotype prägen das Verhalten.

Unabhängig von politischen Überzeugungen wirken diese Effekte automatisch und zuverlässig.

Was kann man wohl erkennen, wenn wir unter diesem Licht das Gendern neu betrachten und bewerten?

Was bedeutet es, wenn jede sprachliche Unterscheidung unweigerlich neue Kategorien und damit neue Stereotype hervorbringt, die wiederum unser Verhalten prägen? *Kann ein sprachliches System, das zusätzliche Unterscheidungen einführt, unbeabsichtigt genau jene Vorurteile stärken, die es abbauen möchte?*

Kann das die zunehmende Frustration gegenüber genderbezogenen Sprachreformen erklären, oder kann es das zumindest teilweise? Und wenn es das teilweise kann, was verursacht noch die wuterfüllte Anlehnung?

Diese Fragen sind unangenehm, aber notwendig.

Es braucht befähigte Menschen, die einen Beitrag zur Beantwortung dieser und ähnliche Fragen leisten können und ihr Wissen in den Diskurs tragen.

Drei weitere Fragen

Neben der Einstiegsfrage, gibt es aber noch weitere, dringende Fragen, die noch oft genug aufgeworfen werden.

1. Welchen Anteil an der Ablehnung zum Gendern hat die entstehende Kognitive Belastung, bei einer gestörten Sprachökonomie?

Wir wissen, jeder von uns bevorzugt eine Sprache, die automatisiert ist, über die wir nicht nachdenken müssen. Aber sind die zusätzlichen gedanklichen, artikulatorischen, syntaktischen Schritte so störend, dass man das Verwenden der Genderformen so kategorisch ablehnen muss?

Eine Studie zur „processing fluency“ (Alter & Oppenheimer 2009) zeigen leider deutlich das alles, was den Sprachfluss bricht, uns verlangsamt, oder zusätzliche Entscheidungsschritte verlangt. Das erzeugt sofortige Irritation, die oft nicht als „kognitive Belastung“ erkannt wird, sondern als emotionale, „unnötige“, „aufgezwungene“ oder „unnatürlich“ Belastung erlebt wird. Diese Irritation kann sich – gerade bei wiederholter Konfrontation – bis hin zur Frustration und Ablehnung verdichten.

Aber wie kann man dem entgegen?

2. Wie verhindert man die wahrgenommene normative Übergriffigkeit?

Viele Menschen empfinden nicht das Ziel (Gleichberechtigung) als Problem, sondern die Form der Umsetzung. Das ist meiner Recherche nach

Sozialpsychologisch gut dokumentiert (Brehm 1966; Miron & Brehm 2006). Wenn Menschen den Eindruck bekommen, dass ihnen eine sprachliche Form vorgeschrieben wird, dass moralischer Druck ausgeübt wird, oder dass abweichendes Verhalten sanktioniert werden könnte, lösen solche Eingriffe zuverlässig Reaktanz aus – ein starkes Motiv zur Wiederherstellung der eigenen Autonomie.

Je stärker der empfundene normative Druck, desto stärker der Widerstand – oft unabhängig vom eigentlichen Inhalt, das ist nach diesen Studien kaum bestreitbar. Aber, welche Möglichkeiten gibt es, um das wirksam zu verhindern?

3. Wie verhindert man die wahrgenommene soziale Spaltung?

Ein dritter Faktor wird nicht oft genug angesprochen, obwohl er in vielen Diskursanalysen sichtbar wird:

Durchaus unangenehm und provozierend könnte man formulieren: „Gendern wird von vielen nicht als inklusive Sprachpraxis wahrgenommen, sondern als soziales Distinktionsmerkmal. Ein Marker der Zugehörigkeit zu bestimmten Milieus: akademisch, urban, progressiv, institutionell.“

Wenn Sprache soziale Zugehörigkeit markiert, wirkt sie automatisch auch abgrenzend. Wie verhindert man, dass die Sprach, die eigentlich verbinden soll, ausgrenzende Wirkung entfaltet?